

Jean-Luc Bannalec

BRETONISCHES LEUCHTEN

Kommissar Dupins sechster Fall

Kiepenheuer & Witsch

à L.
à Elisa



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2017

© 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv © Getty Images/Colin Mckie

Kartografie Birgit Schroeter, Köln

Gesetzt aus der Aldus und der Franklin Gothic

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05056-1

SONNTAG

Die *Hexe*, die *Schildkröte*, die *Palette des Malers*, das *Chaos*, den *Totenkopf*. Man musste kein Bretone mit einer von Natur aus ungewöhnlich ausgeprägten Einbildungskraft sein, um sie erkennen zu können. Ebenso wie die *Teufelsburg*, den *Haischlund*, die *Flasche*, den *umgedrehten Stiefel*, die *Bastille* oder den *Hut Napoleons*, die sie bereits gestern gesehen hatten. Den *Pilz*, den *Fuß*, den *Hasen*.

Gestern immerhin auf einem Spaziergang.

Heute dagegen lagen sie am Strand. Kommissar Georges Dupin und seine Freundin, die Chefkardiologin Claire Lannoy. Und blickten von ihrem Handtuch auf die fantastischen rosa Granitformationen. Später am Nachmittag und vor allem bei Sonnenuntergang würden die Felsen auf übernatürliche Weise zu glimmen und zu glühen beginnen, als wären sie nicht von dieser Welt. Ein Chaos von gewaltigen, kurios geformten Steinen, riesigen Granitbrocken, einzeln oder in wüsten Ansammlungen, die sich zuweilen hoch auftürmten. Überall um sie herum: im Meer, aus dem Wasser ragend, auf den Inselchen direkt vor ihnen, aber auch auf dem Strand sowie hinter ihnen, auf der einsamen Renote-Halbinsel, zu der der großzügige Sandstreifen gehörte, auf dem sie lagen.

An der gesamten Küste zwischen Trébeurden und Paimpol, der weltbekannten »Côte de Granit Rose«, waren die Felsen zu

bewundern. Rosengranit war der poetische Name des Gesteins, das den Küstenabschnitt hier im Norden der Bretagne berühmt gemacht hatte. Prominente Nationalsymbole waren daraus geschaffen worden, das Hôtel de Ville in Paris, das große Charles-de-Gaulle-Monument in Colombey-les-deux-Églises, das berühmte »Croix de Lorraine«. Sogar in Los Angeles, Budapest und Sevilla standen Gebäude aus dem legendären Fels. Bereits die Bewohner der Jungsteinzeit hatten imposante Bauwerke aus dem seltenen Tiefengestein geschaffen, das nur an wenigen Orten der Welt so prominent an die Erdoberfläche kam wie hier, im kanadischen Ontario, auf Korsika, in Ägypten und in China.

Es sah aus, als wären die bizarren Steine buchstäblich vom Himmel gefallen. Als wäre ein Schauer von eigentümlichen Meteoriten wild verteilt niedergegangen. Rosa Wunderbrocken, rätselhafte Zeugnisse und Zeichen. Massig waren sie, aber zugleich wirkten sie beinahe schwerelos, schwebend. Als könnte sie der nächste Windstoß forttragen. Eine magische Szenerie – augenblicklich verstand man, warum große Schriftsteller und Maler, darunter viele Freunde Gauguins, verrückt nach diesem Fleckchen Erde gewesen waren.

Seit jeher trugen die Orte der rosa Küste einen extravaganteren Wettstreit aus: Wer verfügt über das außergewöhnlichste Stück Fels, die spektakulärsten Formen und Rosatöne?

Auch der Strand, auf dem sie lagen, war eine Sensation. Der *Grève de Toul Drez* war der nördlichste der zwölf Strände Trégastels, ein »Plage sauvage« in Form einer Sichel, von felsigen Landzungen und skurrilen Steinformationen eingerahmt, im Westen vom *Tête de Mort*, einem Vorsprung in Form eines Totenkopfes, auf dem wiederum eine der amüsantesten Granitformationen der Gegend zu bewundern war: der *Tas de Crêpes*, der Crêpes-Haufen, der dem *Totenkopf* sofort etwas von seinem Schrecken nahm. Die beiden vorgelagerten Inselchen – Île du Grand Gouffre und Île de Dé – schützten vor allzu to-

senden Fluten und bildeten bei Ebbe eine berückende Lagune. Eine Art großes Naturschwimmbassin. Sogar der Sand hier war rosa. Hellrosa und feinkörnig. Nur ganz allmählich fiel der Strand ins Wasser ab. In ein Meer, das nicht bloß durchscheinend war, sondern vollkommen transparent. Ein zartes Türkisgrün zunächst, das in ein strahlendes Türkisblau überging, durch das Rosa des Grundes besonders verstärkt. Erst weit draußen wurde der Atlantik tiefblau. Dort waren die größeren der sagenumwobenen Sept-Îles zu sehen, fünf Seemeilen betrug die Entfernung zur Küste.

Seit Claire und Dupin vorgestern Abend angekommen waren, herrschte fabelhafter Hochsommer. Tagsüber stetig um die dreißig Grad, dazu ein grandios blauer Himmel. Keine Wolke, kein Dunst. Die Luft war glasklar, was der leichten atlantischen Brise zu verdanken war. Die vorherrschenden Farben ergaben ein exquisites Zusammenspiel: das strahlende Blau des Himmels, das Türkisgrünblau des Meeres und das Rosa des Sandes und der Felsen.

Es war atemberaubend schön. Surreal schön.

»La douceur de vivre«, beschrieb man die Stimmung an leichtfüßigen, unbeschwerten Sommertagen wie diesen, die »milde Süße des Lebens«. Oder wie es auf Bretonisch hieß: »La vie en roz« – das Leben in Rosa.

Für Georges Dupin war es die Hölle.

Sie machten Ferien.

Strandurlaub.

Schlimmer konnte es nicht sein.

»Einfach nur am Strand liegen«, hatte Claire sich erträumt. Keine Verpflichtungen, keine Termine, keine Arbeit. Sie hatte auf einer unbedingten Abmachung bestanden, einem gegen-

seitigen Schwur: dass sie sich in diesen »paar Tagen« unter keinen Umständen mit irgendwelchen Angelegenheiten des Kommissariats in Concarneau oder der Klinik in Quimper befassen würden. Was immer auch kommen mochte.

»Nur himmlische Ruhe und süßes Nichtstun«, hatte sie glücklich geseufzt.

Tatsächlich ging es gar nicht bloß um ein »paar Tage« – nein, es ging um zwei Wochen. Um volle vierzehn Tage.

Die längsten Ferien, die Dupin in seinem Berufsleben je genommen hatte. Es war in Concarneau zum Stadtgespräch geworden, in der lokalen Ausgabe von *Ouest-France* war – völlig lächerlich und überflüssig – sogar eine kleine Meldung erschienen: »Georges Dupin in Trégastel: Monsieur le Commissaire macht Ferien!«.

Claire hatte sich ein »altmodisches Seebad« gewünscht, »übersichtlich, verträumt, viel Flair«. Wo man kein Auto brauchte, alles zu Fuß erreichen konnte. Ein »kleines, charmantes Hotel«. Und das Wichtigste: mit einem »echten Ferienrhythmus«. Was für sie bedeutete: lange schlafen – Dupin war begeisterter Frühaufsteher –, spät und lange auf der Terrasse frühstücken – ausgedehntes Frühstücken war gar nicht Dupins Sache –, in luftiger Kleidung zum Strand laufen – Dupin konnte kurze Hosen nicht ausstehen –, auf dem Weg ein paar Sandwiches und Getränke besorgen – hier gab es keine Einwände, dafür umso mehr beim letzten Punkt: es sich auf einem großen, weichen Handtuch bequem machen, um es, abgesehen von kurzen Schwimmausflügen, erst am späten Nachmittag wieder zu verlassen.

Die reine Hölle.

Nichts war Dupin unerträglicher als Müßiggang. Nichts vermochte den Kommissar nervöser zu machen als vorsätzliche Entspannung. Dupin musste in Bewegung sein, sich beschäftigen. Die beständige Aktivität war sein Element, alles andere eine Qual. Selbstverständlich war Claire sich dessen bewusst,

sie kannte ihn schließlich lange genug. Und nahm es ernst. Sehr ernst. Sie hatte bei ihrer unglückseligen Urlaubsidee keinesfalls nur an sich gedacht, wie sie betonte, sondern »ganz speziell auch an ihn«. Denn Claire hatte eine – wie Dupin fand – fatale Theorie: dass sein »bedenklicher Tätigkeitszwang« durch seine permanente Aktivität überhaupt erst hervorgebracht werde, insbesondere durch das »ungesunde Übermaß an innerer und äußerer Unruhe in den letzten Jahren« beziehungsweise, so formulierte sie es noch lieber: »durch all diese verrückten Kriminalfälle«. Und dass nun der Punkt erreicht sei, an dem es »kritisch« wurde und er eine »echte Pause« bräuchte. Eine »Radikalkur – einmal ganz raus«! Das Dumme war, dass Dupins Hausarzt, Docteur Garreg, nachdrücklich dieselbe Meinung vertrat. Auch er hatte »prototypische Symptome eines pathogenen Abgespanntseins« bei Dupin ausgemacht: der angeschlagene Magen, die Schlafstörungen, die Koffeinsucht ... In Dupins Augen war das alles abstrus. Als dann auch noch Nolwenn, Dupins unersetzliche Assistentin, von einer »unbedingt notwendigen Auszeit« angefangen hatte – bloß, weil Dupin in letzter Zeit womöglich hin und wieder »bärbeißig« reagiert haben mochte –, hatte er keine Chance mehr gehabt. Dass sie alle drei glaubhaft »nur sein Bestes« wollten, machte es nicht leichter. Er hatte kapituliert.

Dann war alles ganz schnell gegangen. Nolwenn und ihr Mann hatten letzten Sommer in Trégastel-Plage Ferien gemacht, in einem »sehr hübschen Hotel«, sie hatten sich sogar ein wenig mit dem Besitzerehepaar angefreundet. Ehe Dupin sich's versah, war ein Zimmer gebucht. »Double Deluxe«. Mit Meerblick und Balkon.

So hatte das Unglück seinen Lauf genommen und sie – jetzt hier – auf das große fliederfarbene Handtuch gebracht.

Dupin hatte keine Zweifel, dass eine solche »Erholungskur« nur eine Wirkung haben würde: ihn in grässliche innere Zustände zu versetzen. Aber es ging ihm um Claire. Seit Claire

die Leitung der Kardiologie in Quimper übernommen hatte, hatte sie quasi durchgearbeitet. Sie war *tatsächlich* – anders als er – restlos erschöpft. In den letzten Monaten war es nicht selten vorgekommen, dass Claire noch vor dem gemeinsamen Abendessen auf dem Sofa eingeschlafen war. Sie brauchte Ferien. Und ein Strandurlaub dieser Art, leider wusste Dupin das sicher, war für sie genau das Richtige. Seit sie hier angekommen waren, schien sie sich mit jeder Minute mehr zu erholen.

War die Situation auf dem Handtuch am Strand für Georges Dupin bereits prinzipiell ein Albtraum, so traten weitere Umstände hinzu, die alles noch misslicher werden ließen:

Die Sonne brannte so stark, dass man ohne Kappe oder Sonnenhut nicht auskam. Dupin hasste beides. Und besaß weder das eine noch das andere. Also hatte Claire ihm gestern auf dem Weg zum Strand kurzerhand eine dunkelblaue »I love Brittany«-Kappe gekauft, die er grummelnd aufgesetzt hatte. Was man ebenso ununterbrochen brauchte: Sonnencreme. Und auch mit Sonnencreme stand Dupin auf Kriegsfuß. Sie klebte fürchterlich, egal, was auf der Tube stand. Und hatte zur Folge, dass auch der Sand am Körper kleben blieb. Der auf mysteriöse Weise ständig auf Dupins Seite des Handtuchs gelangte. Auf Claires Seite befand sich nie auch nur ein einziges Körnchen. Das Schlimmste an der Sonnencreme aber war: Egal, wie Dupin es anstellte, wie vorsichtig er auch war, irgendwann, sehr rasch zumeist, hatte er die Creme im Auge. In beiden Augen. Was fürchterlich brannte, sodass er nur noch verschwommen sehen konnte und nicht einmal mehr lesen oder das Strandleben beobachten. Und außer Lesen und Beobachten gab es auf dem Handtuch nichts zu tun.

Der einzige Trost war das Abendessen. Das Restaurant des Hotels war vorzüglich, dabei bodenständig, vorwiegend Spezialitäten des Nordens. Schon bei ihrer Ankunft vorgestern Abend hatten sie Heißhunger gehabt – Dupin liebte es, wie hungrig

Claire sein konnte – und hatten ein paar Minuten später auf der Terrasse mit atemberaubendem Blick gegessen. Sie hatten *Tartelettes de Saint-Jacques* gegessen, die Jakobsmuscheln aus der Rade de Brest, eindeutig die feinsten, danach *Cardinale*-Artischocken mit einer Kräutervinaigrette, eine blasslila Artischockenart der Gegend, mild und etwas süßlich. Auch der Wein war famos gewesen, ein junger Pinot noir aus dem Loire-Tal, den man gekühlt trank, eine neue Vorliebe Dupins an Sommertagen. Er hatte perfekt zum marinierten Salzwiesenlamm mit *Cocos de Paimpol* gepasst, den weißen zarten Bohnen, die Dupin geradezu verehrte.

So fabelhaft das Essen auch war – der zweite Abend im Restaurant hatte den phänomenalen Eindruck bestätigt –, ein Ferientag bestand leider aus mehr als bloß dem Abendessen. Es ging um die sehr, sehr vielen übrigen Stunden der verbleibenden zwölf Tage.

Dupin war bereits sechs Mal schwimmen gewesen. Noch häufiger war er den Strand abgelaufen, vom einen Ende bis zum anderen. Und wieder zurück.

Bevor er zum Strand gekommen war – Claire war vorgegangen, sie hatte »keine Zeit verschwenden« wollen –, hatte er im Presseladen des beschaulichen Zentrums von Trégastel die Wochenendausgaben der Tageszeitungen gekauft. Und sich dabei Zeit gelassen. Mittlerweile hatte er alle weitgehend durchgelesen. *Ouest-France* hatte das große »Sommer-Spezial« gestartet, das Thema war: »Wird man als Bretone geboren oder kann man es werden?«. Eines der – heiteren und doch ganz ernstesten – bretonischen Lieblingsthemen. Die Antwort war einfach, sympathisch und pathetisch zugleich (und beruhigte Dupin sehr): »Um bretonisch zu sein, braucht man keine Papiere

und Dokumente, es bedarf lediglich der Entscheidung, es sein zu wollen!« Im Kern nämlich, so das leidenschaftliche Plädoyer, handelte es sich um eine Haltung, eine innere Einstellung. Gegenüber dem Leben, der Welt, den Menschen und, besonders wichtig, gegenüber sich selbst. Die nächsten vier Wochen würde in der Zeitung nun das amüsante Spiel inszeniert: »Du erkennst, dass du ein Bretone bist, wenn ...« Dann folgten untrügliche Zeichen, unhintergehbare Beweise: »... für dich die Aperitifzeit offiziell morgens um elf beginnt und ab dann alles erlaubt ist / du, um Selbstmord zu begehen, in einer überfüllten Bar im tiefsten Finistère herausstreist, dass du aus Paris kommst / du den Ton eines Dudelsacks besser erträgst als andere / dir das Datum 1532 etwas sagt, und zwar nichts Gutes« (das Jahr, an dem die Bretagne von Frankreich »annektiert« wurde).

Claire hatte das Handtuch auf exakt dieselbe Stelle gelegt wie gestern. Womit klar war: Genau dies würde für den Rest der Ferien ihr Terrain sein.

»Ich muss mir die Augen ausspülen«, Dupin verzog das Gesicht, »mit klarem Wasser. Im Hotel.«

Er war bereits aufgestanden.

Etwas Besseres war ihm nicht eingefallen, um das Handtuch noch einmal für eine Weile verlassen zu können. Im Übrigen entsprach es praktischerweise der Wahrheit.

»Dann bring uns jedem doch noch eins dieser *Pans bagnats* mit.«

»Mache ich.«

Dupin hatte nicht weit vom Hotel einen kleinen Laden entdeckt, dessen Inhaber, Rachid, aus Nizza stammte und der die traditionellen südfranzösischen Fladenbrote mit Thunfisch, Tomaten, Oliven und Mayonnaise zubereitete. Er verkaufte zudem Rosé aus der Provence, den man in einem portablen Kühler mit an den Strand nehmen konnte.

Es war halb vier.

Claire lag dösend auf dem Bauch. Sie trug einen schlichten schwarzen Bikini, der ihr äußerst gut stand. Und einen übergroßen Strohhut, den Dupin nicht unbedingt mochte, er war uralte und stammte von ihrer Großmutter.

»Sonst noch etwas? Ich hole es dir gerne.«

»Nein danke, chéri.«

Dupin streifte sich sein ausgewaschenes blaues Polo über. Seine Jeans. Er schlüpfte in die ramponierten Slipper, die erstaunliche Mengen an Sand enthielten. Auch das war eine Spezialität von ihm. Er schaffte es, in und an allem enorme Mengen Sand zu transportieren. Bis ins Auto, ins Hotelzimmer, sogar, trotz der Dusche, bis ins Bett.

Die nächste Handtuchinsel lag etwa zwanzig Meter entfernt. Eine Familie aus dem Hotel. Drei kleine Kinder. Ein Junge, zwei Mädchen. Sehr fröhlich. Sehr freundlich. Leider mit schrecklichen Eltern. Die unentwegt zeterten. »Bleibt doch mal still sitzen!«; »Krümel nicht mit deinem Sandwich rum«; »Wir wollen einmal im Jahr unsere Ruhe haben« ... Das ewige Herumnörgeln der Eltern wehte bis zu ihnen herüber. Es war entsetzlich. Beim Frühstück heute waren sie in ihrer unverschämten Lautstärke nur von einem Pärchen überboten worden – er Anfang fünfzig, schätzte Dupin, sie Anfang, Mitte dreißig, eine Wasserstoffblondine –, das sich die ganze Zeit über heftig gestritten hatte.

So war es, – das heitere Hotelleben.

»Bis gleich, Claire.«

»Bleib nicht zu lang«, Claire drehte sich um und griff zu ihrem Buch.

Dupin machte einen großen Bogen um die Familie.

Es war nicht weit bis zum Hotel. Ein schmaler Weg am Meer entlang, an den Seiten hell schimmerndes Dünengras, ein Panoramablick auf die Atlantik-Granit-Landschaften.

Das Hotel – *L'Île Rose* – thronte auf einem flachen Hügel direkt am Meer, zwischen gewaltigen rosa Granitbrocken,

die es in fast alle Richtungen abschirmten und aus deren Gewirr hier und dort mächtige windschiefe Pinien hervorstachen. Der Hauptzugang befand sich am Ende der Uferpromenade über dem Plage Coz Pors. Die grob asphaltierte Promenade führte bis zu einem kleinen öffentlichen Parkplatz, von dem die Hoteleinfahrt abging. Hier standen auch die vier schmalen, strahlend weiß gestrichenen Holzhäuschen, an denen man die Bootstickets zu den Sept-Îles kaufen konnte. Was Dupin theoretisch gern getan hätte, wäre sein Widerwille gegen Bootsfahrten nicht unüberwindlich gewesen. Auf den Sept-Îles nämlich lebte der »kleine Pinguin«. Zwar waren die »kleinen Pinguine«, wie Dupin gelernt hatte, keine echten Pinguine, sondern Alkenvögel, dennoch. Sie sahen aus wie Pinguine und bewegten sich auch so. Dupins innige Liebe zu Pinguinen reichte allemal, die »kleinen Pinguine« darin großzügig einzuschließen, auch wenn sie für ihn selbst auf den nahen Sieben Inseln unerreichbar fern blieben.

Dupin war im Garten des *L'Île Rose* angekommen, in den sich Claire bei ihrer Ankunft auf Anhieb verliebt hatte, vor allem wegen zwei prächtigen Hortensieninseln in kräftigen Blauviolettönen. Inmitten des Granits hatten die Besitzer des Hotels ein kleines botanisches Paradies angelegt. Liebevoll, aber nicht penibel gepflegter Rasen, drei windzerzauste Palmen mit dicken Stämmen, majestätische Eukalypten, buschige Kameilien, Rhododendren, Agaven, duftender Lavendel, riesige Salbei-, Thymian-, Rosmarin- und Minzbüsche, wild durcheinander. Der Höhepunkt war ein alter, verwachsener Olivenbaum. Richtung Meer gaben die mächtigen Steinblöcke und die üppige Vegetation einen grandiosen Blick frei.

Das alte Haus stammte aus dem 19. Jahrhundert – hellgrau getüncht, an den Kanten unter den Fenstern der obligatorische Granit –, eines der privilegierten Häuser nah am Meer, wie sie vereinzelt und erhaben am gesamten Küstenabschnitt

zu bewundern waren. Eine verwunschene Villa, mit Fingerspitzengefühl restauriert, geschmackvoll, aber schlicht, in hellen Tönen. In den Zimmern einfache, hübsche Naturholzmöbel, bunte Stoffe. Und, für Dupin das Entscheidende: eine handliche Espressomaschine. Ein Refugium aus der Zeit – wie der gesamte Ortskern des kleinen Seebades –, in der die Sommerfrische erfunden worden war.

Dupin hatte den Garten durchquert und steuerte auf die steilen Steintreppen vor der Eingangstür zu.

»Haben Sie schon gehört, Monsieur le Commissaire?«

Rosmin Bellet, der Besitzer des *L'Île Rose* – eine gemütliche, rundliche Erscheinung –, war hinter einer der Palmen aufgetaucht. Ein sympathischer Mensch, eigentlich. Dupin war er etwas zu redselig, es war offensichtlich, dass Bellet es liebte, Gäste zu beherbergen. Auf eine sehr persönliche Weise.

Dupin war widerwillig stehen geblieben, seine Augen brannten immer noch von der Sonnencreme. Er verspürte keine Lust auf Konversation.

»Nein«, Dupin klang ungewollt mürrisch. »Ich meine – was soll ich gehört haben?«

»Die Statue der heiligen Anne wurde vorgestern aus der Chapelle Sainte-Anne gestohlen. Man hat noch keine Ahnung, wer es war und wie es passiert ist.«

Dupin massierte sich die Schläfe.

»Ich denke, Ihre Gendarmerie wird sich darum kümmern.«

»Ja, Alan und Inès«, Monsieur Bellet lächelte, »ja, das werden sie ...«

So hießen die örtlichen Gendarmen, vermutete Dupin.

Zwei dicke Hummeln – im Garten wimmelte es von Bienen und Hummeln – flogen tief brummend gefährlich nah an Dupins Nase vorbei.

»Die Figur ist sehr alt«, so schnell gab Monsieur Bellet sich nicht geschlagen.

»Immerhin«, murmelte Dupin. Es war ihm gleichgültig.

Er würde sich nicht damit beschäftigen. Nicht mit abhandengekommenen sehr alten Gegenständen, zudem auch noch aus Kirchen. Genau darum war es in seinem letzten großen Fall gegangen, der ihm bis heute sonderbar nachhing. Wie ein dunkler mysteriöser Schatten. So viel war ungelöst geblieben.

»Und letzte Woche Mittwoch wurde in das Gustave-Eiffel-Haus eingebrochen«, machte Bellet hartnäckig weiter.

Dupin zuckte mit den Achseln.

»Der Architekt des Eiffelturms hat sich hier 1903 ein Haus gebaut. Im schottischen Stil. Es steht zum Verkauf. – Mit ein-einhalb Hektar Land!«

Bellet klang, als wollte er die Immobilie eigenhändig verkaufen.

»Man hat auf drei Seiten das Meer. Das Haus ist allen Winden ausgesetzt. Deswegen heißt es Ker Avel. Ganz in der Nähe von *Napoleons Hut*. Albert, Eiffels Sohn, hat zwischen den Granitblöcken ein Labyrinth angelegt.«

»Sehr schön.« Dupin machte Anstalten, sich wieder in Bewegung zu setzen.

»Gustave Eiffel hat 1906 eine Reihe von für die damalige Zeit revolutionären Apparaten zur Erfassung des Wetters an seinem Haus installieren lassen. Die Meteorologie verdankt ihm eine Reihe bedeutender Erkenntnisse. – Übrigens«, Monsieur Bellet hob die Stimme, »das Eiffel-Haus war abgeschlossen!«

»Meine – Frau. Sie wartet auf ihr – *Pan bagnat*.«

Seit sie vorgestern angekommen waren, sprachen Monsieur und Madame Bellet konsequent nur von »Ihrer Frau« und »Ihrem Mann«, zunächst hatten Dupin und Claire sie ein paarmal korrigiert, es dann aber aufgegeben.

Bellet nickte und redete weiter:

»Wissen Sie, dass *Napoleons Hut* eine entscheidende historische Rolle gespielt hat?«

Eine rhetorische Frage. »*Befindet sich Napoleons Hut immer noch in Perros-Guirec?*« lautete der Code, der am 3. April

1943 um achtzehn Uhr von der BBC an die französischen Widerstandskämpfer gesendet wurde. Es war das Signal, dass der Kampf beginnt! Von de Gaulle selbst befehligt!«

Ein pathetischer Tonfall. Auch wenn Dupin keine Lust auf dieses Gespräch hatte, fand er Bellets Pathos angemessen. Da war es wirklich um etwas gegangen.

»Seltsamerweise scheint im Eiffel-Haus gar nichts zu fehlen. – Das Haus ist ohnehin fast leer. Nur noch ein paar alte Möbel. Aber ohne jeden Wert. Ich frage mich wirklich, wer bricht denn in ein solches Haus ein, Monsieur le Commissaire?«

Dupin nahm die Stufen bis zur angelehnten Eingangstür des Hotels.

»Hier passiert ja sonst nicht viel«, ertönte es in seinem Rücken, Dupin zögerte und drehte sich dann noch einmal um. »Außer natürlich vor sieben Jahren, das sollten Sie unbedingt wissen, da wurde in einem unserer Steinbrüche eine Tote gefunden. Eine Angestellte des Steinbruch-Unternehmens, die in der Verwaltung arbeitete. Sie ist fünfzig Meter hinuntergestürzt und auf dem rosa Granit zerschmettert. Wahrscheinlich nicht freiwillig. Bis heute ist unklar, ob es ein Unfall oder Mord war. Es wurde intensiv ermittelt, ohne Ergebnis. – Ein dunkles Rätsel. Wir nennen sie die ›rosa Tote‹.«

Bellet hatte die buschigen Augenbrauen theatralisch hochgezogen, was tiefe Falten auf seiner Stirn verursachte. Er besaß einen erstaunlich gleichmäßig runden Kopf – in perfekter Harmonie zur runden Gesamterscheinung – mit sehr kurzem hellgrauem Haar.

»Ich muss mich beeilen, Monsieur Bellet.« Nun wurde es wirklich Zeit!

»Der letzte Mordfall in Trégastel selbst liegt siebenunddreißig Jahre zurück«, Monsieur Bellet zog offenbar eine Art lokales kriminalistisches Fazit, »ebenfalls ungelöst. Auch eine Frau. Eine Bäckereiverkäuferin. Sie wurde nach einem unserer

traditionellen Fest-Noz, dem *gouel an hañv*, erwürgt aufgefunden. Nur zweiundzwanzig Jahre alt. – Bei uns heißt sie die ›Blasse‹.«

»Verstehe.«

»Dieses Jahr feiern wir übrigens das vierzigste Jubiläum unseres äußerst ausgelassenen Festes. Organisiert vom *ALTC*, der *Association de loisirs et culture de Trégastel*. Nächsten Samstag, ein Muss. Es gibt Crêpes mit exzellentem Biogemüse der Region, lokale Biere und Cidre. Aber auch Wein und alles andere. Für den musikalischen Genuss sorgen TiTom, Dom Jo und die Frères Guichen. Sie müssen unbedingt vorbeikommen. Ihrer Frau wird das gefallen.«

Dupin öffnete energisch die Tür.

»Dann bis später, Monsieur le Commissaire«, Bellet lächelte überaus freundlich.

Dupin murmelte einen letzten Abschiedsgruß und verschwand eilig.

In dem alten Haus war es angenehm kühl. Am Ende des schmalen Flures befanden sich die Treppen, links der kleine Salon mit drei gemütlichen, dick gepolsterten Sofas, auf antiken Tischchen Stapel zerlesener Bücher. In einer Ecke ein Sekretär mit einem Computer. Der Salon ging in das kleine Restaurant über, an dessen Ende man auf die außergewöhnliche Terrasse trat. Direkt rechter Hand hinter der Eingangstür lag die Rezeption, daneben die Küche.

Die steilen Treppen zu ihrem Zimmer im dritten Stock waren jedes Mal eine kleine Kletterpartie. Dupin betrat das Zimmer. Großzügig für französische Hotelverhältnisse. Auch hier die schlichten hellen Naturholzmöbel. Eine Chaiselongue, auf der man sich ganz ausstrecken konnte. Das Beste aber war der Balkon. Dort hatten zwei gemütliche Liegen und ein Tischchen Platz, die eine Liege in Verveinegrün, die andere in Paprikarot. Dazwischen ein großer Sonnenschirm. In Honiggelb. Claire war begeistert von der Farbkombination.

Dupin ging ins Bad, um sich die Augen auszuspülen. Anschließend machte er sich einen Espresso und setzte sich auf den Balkon.

Er trank den Kaffee in kleinen Schlucken. Sein Blick verlor sich am dunkelblauen Horizont.

Mit einem Mal brach ein ohrenbetäubender Lärm los. Hohe, durchdringende Töne, die sich allmählich in tiefe, dumpfe verwandelten und verebhten. Um dann wieder gellend laut von Neuem loszubrechen. Begleitet von einem sonoren Motorbrummen.

Dupin brauchte einen Moment, ehe er sie zuzuordnen vermochte.

Traktoren. Es waren Hupen von Traktoren. Nicht eine Hupe, nicht zwei, es musste ein Dutzend sein. Der Lärm kam von links, vermutlich von der Straße direkt hinter dem Hauptstrand, die zum kleinen Parkplatz und zur Einfahrt des Hotels führte.

Dupin stand auf und beugte sich bedenklich weit über das Balkongeländer.

Die Straße war von hier aus nicht zu sehen. Vermutlich handelte es sich um eine Protestaktion von Landwirten, auch wenn in der Zeitung nichts davon gestanden hatte. Solche Proteste gab es in den letzten Jahren im Norden der Bretagne immer häufiger.

Dupin ging wieder ins Zimmer und fingerte in der Hosentasche nach seinem Handy. Auch sie voller Sand. Nolwenn hatte ihm – auch wenn das Telefon ohnehin schon ein »Outdoor-Modell« war – eine neue Schutzhülle besorgt; »Defender« lautete der Name der »unzerstörbaren« und dennoch erstaunlich dünnen Hülle, Militärstandard. »Genau das Richtige für Sie und den Strand«, hatte Nolwenn gesagt.

Er drückte die letzte der gewählten Nummern.

Es klingelte viele Male.

»Monsieur le Commissaire!« Ein äußerst strenger Tonfall.

»Ich wollte nur wissen, ob alles in Ordnung ist.«

»Das ist der fünfte Anruf seit vorgestern Abend, Monsieur le Commissaire. Der fünfte.«

Nolwenn war hörbar pikiert.

»Und selbst wenn in der Zwischenzeit etwas passiert wäre – in den nächsten zwei Wochen wäre es«, der Tonfall war sogar noch rabiater als der Inhalt ihrer Sätze, »unter keinen Umständen Ihre Angelegenheit.«

»Ich wollte ja nur sichergehen.« Eine jämmerliche Antwort.

»Da sehen Sie, wie es um Sie steht! Seien Sie ehrlich, Sie sind so weit, dass Sie sich förmlich wünschen, es würde etwas passieren! Ein hübscher vertrackter Fall. Ein feiner, extravaganter Mord. Am Ende werden Sie sich in einer Art Fieberwahn noch einen Fall ausdenken!«, Nolwenn gab sich keine Mühe, ihren Unmut zurückzuhalten. »Aber das ist völlig normal, so ist es immer in den ersten Tagen«, jetzt klang sie wie ein routinierter Therapeut, »Docteur Garreg hat es vorausgesagt. Sobald Sie Ihrer ›pathologischen Hyperaktivität‹ nicht nachkommen können, werden regelrechte Entzugserscheinungen auftreten. Auch körperliche. – Aber Docteur Garreg hat auch gesagt, dass wir hart bleiben müssen.«

Es war zutiefst absurd. Diese ganze idiotische Idee mit der Zwangsruhe. Natürlich ging es ihm nicht gut, wie auch? Aber das hatte nicht das Mindeste mit den aberwitzigen Hypothesen von Claire, Nolwenn und Docteur Garreg zu tun. Es regte sich ja auch niemand darüber auf, dass ein Konzertpianist nervös und unleidlich wurde, wenn er nicht spielen konnte. Niemand würde daran Anstoß nehmen! Im Gegenteil. Niemand würde von »Abhängigkeit« sprechen, alle bloß bewundernd von seiner »unbedingten Passion«! Dupin hatte einmal gelesen, dass einem berühmten Pianisten sein gewaltiger Flügel mit unfasslichem Aufwand hinterhertransportiert wurde, egal wo er sich befand. Warum sollte es bei seiner Profession anders sein? Durfte er sie nicht lieben? Durfte er nicht ner-

vös und unglücklich werden, wenn er ihr nicht nachgehen konnte?

»Und«, Nolwenns Stimme machte erneut klar, wie ernst es ihr war, »genau das werden wir tun: hart bleiben.«

Wunderbare Aussichten.

»Wir wollen, dass Sie sich erholen! – Ich lege jetzt auf.«

Mit einem tiefen Seufzer verfrachtete Dupin das Handy zurück in die sandige Hosentasche.

Einen Augenblick später trat er aus dem Hotel.

Monsieur Bellet zupfte gerade an einem riesigen Salbeibusch herum. Dupin war sich nicht sicher, ob Bellet ihn bemerkt hatte.

Er zögerte, dann ging er auf ihn zu.

»Diese Statue, die da gestohlen wurde«, Dupin hielt kurz inne – er sollte diese Frage aus vielerlei Gründen nicht stellen und fuhr dann doch fort –, »war sie wertvoll?«

Auf Bellets Gesicht zeigte sich ein zufriedener Ausdruck.

»Trotz ihres Alters besitzt sie keinen bedeutenden materiellen Wert«, er lächelte, »sie ist nicht aus Gold oder so.« Dupin verstand die Anspielung auf seinen letzten Fall. »Sie ist bloß aus bemaltem Holz. Aber doch von ideellem Wert. Es ist nicht in Ordnung«, Bellet machte aus seiner Enttäuschung keinen Hehl, »dass es nicht mal die kleinste Zeitungsmeldung darüber gegeben hat. Auch über den Einbruch ins Eiffel-Haus nicht.«

»Ein ideeller Wert ist doch durchaus bemerkenswert.«

Dupin hatte selbst keine Ahnung, was er damit sagen wollte.

»Vorne an der Rezeption liegt eine Broschüre über die Kirche, darin finden Sie auch ein Foto und ...«

»Danke, Monsieur Bellet.«

»Wissen Sie, was wirklich merkwürdig ist?«

Dupin blieb stumm.

»Die Kapelle Sainte-Anne hat im Vergleich zur Kirche Sainte-Anne direkt hier drüben«, Bellet machte eine vage Geste mit dem Kopf, »keinerlei Bedeutung. Ich meine kunst-

historisch. Auch ihre Figuren nicht. Die Kirche Sainte-Anne hingegen stammt aus dem 12. Jahrhundert, eine romanische Kirche, die später gotisch ausgebaut wurde. Sensationell. Dort gibt es viel Wertvolles. Aber nicht in der Kapelle.«

»Ich«, Dupin brach ab. Er atmete tief ein und aus. »Ich glaube, ich muss los.«

»Erschrecken Sie nicht, wenn die Traktoren nachher noch mal Lärm machen«, Monsieur Bellet wandte sich wieder dem Salbeibusch zu. »Die Landwirte versammeln sich auf der Promenade. Sie protestieren gegen das Preisdumping der großen Supermarktketten«, er machte eine effektvolle Pause, »vollkommen zu Recht! – Sie haben heute Mittag vor den Privathäusern der regionalen Abgeordneten Schilder mit der Aufschrift *Zu verkaufen* aufgestellt. – In den nächsten Tagen werden noch einige andere Aktionen folgen.«

Die bretonischen – überhaupt die französischen – Bauern waren traditionell nicht zimperlich. Sie waren schon in der Revolution eine äußerst schlagkräftige Macht gewesen.

Bellet blickte von seinem Salbeibusch auf. »Hier im Norden sprechen alle schon vom ›Sommer der Krise‹. Die Milch, das Fleisch. Dieser Irrsinn mit den niedrigen Preisen muss ein Ende haben!« Es hörte sich an, als würde gleich eine längere Tirade folgen.

Dupin war nicht in der Stimmung – auch wenn Monsieur Bellet ohne Zweifel mit allem recht hatte. Und er selbst schuld war, er war es schließlich gewesen, der diese Konversation begonnen hatte.

»Der Norden der Bretagne lebt von der Landwirtschaft. Alter Vulkanboden, fruchtbare schlickhaltige Erde, der Golfstrom«, Bellet reckte stolz das Kinn. »Zum Beispiel die berühmten *Cocos de Paimpol*: kleine weiße Perlen in wunderschön rötlich marmorierter Schale! Seit 1998 führen sie sogar das Siegel *Appellation d'origine contrôlée*! Als erste Bohne Frankreichs!«

Dupin konnte nicht anders, als verklärt zu nicken. Nicht nur

er, die ganze Bretagne war verrückt nach diesen Bohnen. Die neue Ernte wurde jedes Jahr sehnsüchtig erwartet.

Bellet schmunzelte. »Was Sie unbedingt auch probieren müssen: die *petits violets*, eine der drei Artischockenspezialitäten von hier, kleiner, länglicher als die plattnasigen Camus-Artischocken. Nicht zu vergessen: der blütenweiße Blumenkohl, die einzigartigen Kartoffel- und Tomatensorten, die Sandmöhren, der würzige Lauch, die rosa Roscoff-Zwiebeln ... Und dann unsere besonderen Schweine, vor allem die aus Saint-Brieuc, die mit Leinsamen gefüttert werden! Die Eintöpfe, Würste, Pâtés ...«

»Werden wir probieren, Monsieur Bellet. Alles.«

Genau das hatten sie vor.

Dupin wandte sich entschieden zum Gehen.

»Weiterhin viel Spaß am Strand.«

Monsieur Bellet meinte es nicht ironisch.

Dupin ging an dem blauen Hortensienfeld vorbei und verließ den Garten.

Wieder nestelte er sein Handy hervor.

Seit ein paar Wochen war er mit einer – musste man sagen: gewichtigen – Sache beschäftigt. Die ihm bereits im ganzen letzten Jahr durch den Kopf gegangen war. Ein paar Dinge waren noch zu klären. Dann würde er Claire fragen.

MONTAG

So sehr der Kommissar selbst gewählte Rituale liebte, so sehr gingen ihm verordnete gegen den Strich. Die Ferien würden eine lange Reihung davon. Auch heute waren sie spät aufgestanden. Waren nach dem Frühstück »gemütlich« zum Strand geschlendert und hatten sich unvermeidlicherweise auf dem Handtuch im Sand niedergelassen. Immerhin, auf dem Weg hatten sie sich bei Dupins neuem Freund Rachid großzügig mit Proviant eingedeckt. Delikat aussehende, hausgemachte Minipizzas mit Chorizo und Sardinen, eine halbe Wassermelone, alles in einer kompakten Kühltasche – der Rosé separat in seinem eigenen Kühler –, die Rachid ihnen für die gesamten Ferientage geliehen hatte.

Ungünstigerweise fehlten die Tageszeitungen. Die Bauern hatten – empfindlicher konnten sie Dupin kaum treffen – den Verkehr seit heute früh um fünf vollständig zum Erliegen gebracht. Blockaden an allen Zufahrtsstraßen. So waren die Zeitungen nicht nach Trégastel gelangt. Bellet hatte nur gleichmütig mit den Achseln gezuckt, nachdem Dupin sie vergeblich auf dem Tisch im Hotel gesucht hatte, wo sie für gewöhnlich lagen.

Schon nach einer Viertelstunde war Dupin vom Handtuch aus zu einem Spaziergang auf die vorgelagerte Steininsel Île du Grand Gouffre aufgebrochen. Bei tiefer Ebbe – besonders an diesen Tagen der Grandes marées, an denen sich das Wasser

außergewöhnlich weit zurückzog – lief man einfach auf sandigem Boden hinüber. Er hatte Claire gefragt, ob sie ihn begleiten wolle, sie hatte nur gemurmelt, sie seien doch gerade erst angekommen.

Es war ein schöner kleiner Gang gewesen, der Dupins Laune ein wenig aufgehellt hatte. Dupin mochte die Ebbe. Sie war wie für Spaziergänger gemacht. Jedes Mal gab sie neue, verblüffende Landschaften frei. Eine verrückte rosa Szenerie, wie von einem fantastischen Künstler ersonnen; einzelne der Granitbrocken schienen wie Knetmasse bearbeitet, gezogen, verdreht, geplättet worden zu sein. Eine berauschte Kulisse. Dupin war auf die höchste Steinansammlung geklettert und einmal um das Inselchen herumspaziert. Auf der landzugewandten Seite gab es inmitten von Felsen einen kleinen Streifen mit pudrig weißem Sand. Er würde Claire fragen, ob sie nicht zur Abwechslung einmal hier liegen wollten. Es war noch einsamer, wilder – auch wenn er immer noch nicht verstand, warum ausgerechnet dieses so hübsche Inselchen »der Große Abgrund« hieß. Ohne Zweifel gäbe es eine schauerliche Geschichte dazu.

Im Verlauf des langen Strandtages war Dupin heute noch häufiger schwimmen gewesen als gestern, alle fünf Minuten schätzungsweise, ähnlich oft hatte er weitere Spaziergänge über den Strand unternommen. Zweimal hatte er kalte Getränke bei Rachid geholt, Wasser und Cola. Einmal, schon am frühen Mittag, war er wie gestern ins Hotel zurückgegangen. Wieder die brennenden Augen. Und wieder war er Monsieur Bellet begegnet. Der ihm unter anderem von zwei weiteren »Kriminalfällen« in Trégastel erzählt hatte: Auf dem *Festival Moules-lard-frites* war am Vorabend offenbar ein Fotoapparat gestohlen worden und dem örtlichen Bäcker – das allerdings schon vor zwei Wochen – drei Säcke Mehl. In dem scheinbar friedlichen Ort gab es offenbar einige kriminelle Energie.

Am Nachmittag war Dupin dann glücklicherweise noch et-

was eingefallen: Auch wenn es keine Zeitungen gab, war der Presseladen trotzdem ein guter Grund, den Strand zu verlassen. Dupin würde sich ein Buch kaufen. Ein Buch würde ihn beschäftigen. Claire hatte schon Wochen zuvor überlegt, welche Bücher sie in den Ferien lesen wollte. Eine abenteuerliche Mischung. Irgendetwas mit *verborgenen Wirklichkeiten und Paralleluniversen*, zwei dicke Bände Proust, einen noch dickeren Band über »interventionelle Herzkathetertechniken«, den neuen Roman von Anna Gavalda, ein Kochbuch über die Bistroküche von Éric Fréchon. Dupin hatte erst am Morgen der Abreise gepackt. Und an kein einziges Buch gedacht.

Er hatte eine wundervolle Stunde im Presseladen verbracht. Und schließlich, nachdem er Dutzende Bücher in der Hand gehabt hatte, einen schmalen Band mit Wandertouren der Gegend gekauft: *Les incontournablees – Balades à pied: Trégor – Côte de Granit Rose*. Äußerst willkommene Anregungen. Gleich vier Ausflüge waren für die unmittelbare Umgebung verzeichnet. »La couronne du roi Gradlon«, ein Spaziergang zu den kuriosesten Steininformationen und schönsten Stränden; »Île Renote«, eine Erkundung der Halbinsel hinter ihrem Strand, ein Naturschutzgebiet; »La Vallée des Traouïéro«, ein anscheinend spektakuläres Tal; »GR 34«, der Paradedwanderweg der rosa Granitküste zwischen Trégastel und Perros-Guirec. Es klang alles sehr interessant, und jeder Ausflug würde vor allem eines bedeuten: nicht am Strand liegen zu müssen.

Dupin hätte sich außerdem – ein Reflex – beinahe ein kleines rotes Clairefontaine-Notizheft gekauft und ein paar BIC-Kulis dazu, die klassische Ausrüstung während seiner Fälle. Er benutzte die Hefte nicht erst, seit er – wie sein Vater viele Jahre zuvor – in Paris bei der Polizei begonnen hatte, sondern bereits seit seiner Kindheit. Was niemand wusste: Es war sein Vater gewesen, der ihm sein erstes Clairefontaine geschenkt hatte. Dupin hatte es verwendet, um sich komplizierte Kriminalfälle auszudenken. Fantasien, die für ihn ganz und gar den Charakter der Realität

besessen und ihn manchmal über Wochen in Beschlag genommen hatten. Erst im letzten Moment hatte Dupin das rote Heft ins Regal zurückgelegt und ein unauffälliges blaues genommen; natürlich wusste Claire, dass die roten Hefte Arbeit bedeuteten.

Vielleicht würde er sich ja am Strand Fälle ausdenken, so wie früher, um eine Beschäftigung zu haben.

Wozu das Heft auf jeden Fall zu gebrauchen war: Er würde eine Liste von Vorwänden erstellen, warum er das Handtuch in den nächsten elf Tagen verlassen musste. Er würde die Gründe geschickt variieren. Schon gestern waren ihm ein paar Möglichkeiten eingefallen – zum Beispiel, dass er dringend zum Friseur musste, es in Concarneau nie schaffte und die Ferien nun eine ausgezeichnete Gelegenheit boten.

Im Gespräch mit der freundlichen, etwas stämmigen Frau an der Kasse des Presseladens war Dupin eine Frage rausgerutscht. Zum Vorfall in der Kapelle. Zur gestohlenen Statue. Eigentlich hatte er gar nicht vorgehabt, nachzufragen. Die – wie sich während des Gesprächs herausstellte – Besitzerin des Ladens hatte gleich mehrere Vermutungen parat. Für die »vielleicht wahrscheinlichste« Täterin hielt sie eine »mysteriöse Kunstsammlerin« aus London, die für ein Auktionshaus arbeitete und ursprünglich aus Paimpol stammte. Anfang des Jahres hatte sie sich in Trégastel ein Haus gekauft; als Zweitwohnsitz. Das Résumé war dann aber doch sehr vage ausgefallen: »Oder sie war es nicht. Wer weiß es schon? Auf alle Fälle kauft sie ihre Zeitungen anscheinend lieber woanders.«

Auch für den Einbruch in das Eiffel-Haus hatte die Besitzerin eine Erklärung gehabt: »perfekt organisierte internationale Banden«. Um sie sofort wieder zu relativieren: »Oder Dummejungen-Streich.« Wie auch immer, die beiden örtlichen Gendarmen, wusste die Besitzerin des Presseladens zu berichten – auch sie sprach nur von »Alan und Inès« –, hatten sich der Vorkommnisse offiziell angenommen.

Die Kapelle Sainte-Anne lag praktischerweise direkt ge-

genüber dem Presseladen. Dupin war einmal aufmerksam um das Gebäude aus groben hellgraurosa Granitsteinen mit wunderschönem Naturschieferdach herumgelaufen. Er hatte dabei gleich das neue – blaue – Clairefontaine eingeweiht. Die Kapelle samt Anbau besaß drei Zugänge. Dummerweise war sie wegen einer Chorprobe für den »öffentlichen Zugang« gesperrt.

Claire hatte bisher nichts gesagt, wenn Dupin zu seinen kleinen Exkursionen aufbrach, sichtbar kaum Notiz davon genommen, nur minimal genickt oder ein beiläufiges »Aha« hervorgebracht. Dupin hielt es durchaus für möglich, dass ihre Gelassenheit zu einer Art therapeutischen Strategie gehörte: ihn zunächst mit seiner »Unrast« ein Stück weit gewähren zu lassen, um dann so behutsam wie bestimmt zu intervenieren.

»Heute früh«, hatte Claire vorhin aus heiterem Himmel gesagt, »hat die Klinik angerufen. Pierre hat die Grippe.« Pierre war ihr erster Oberarzt in der kardiologischen Chirurgie Quimper. »Er wird ein paar Tage nicht arbeiten können. Sie haben gefragt, ob ich nicht für zwei Tage kommen könne. Sogar Monsieur Lepic, le Directeur höchstpersönlich«, sie hatte das Wort bedeutungsvoll in die Länge gezogen und eine dramaturgische Pause folgen lassen. »Selbstverständlich habe ich Nein gesagt. Jetzt versuchen sie, jemanden aus Rennes zu bekommen. – Es geht auch ohne mich, siehst du.« Claire hatte gegrinst, Dupin leise geseufzt.

Bei Nolwenn hatte Dupin es nach der gestrigen Standpauke nicht mehr versucht. Dafür mehrmals bei Riwal. Und ihn seltsamerweise nur ein einziges Mal erreicht. Sein Inspektor war unnatürlich kurz angebunden gewesen. Es war eindeutig: Nolwenn hatte ihn »instruiert«. Ein spontaner Test hatte es bewiesen. Dupin hatte Riwal nach der Sache mit dem Code und der Résistance gefragt – »Befindet sich *Napoleons Hut* noch in ...« –, was für gewöhnlich längere historisch-bretonische

Einlassungen zur Folge gehabt hätte. Heute nicht. Ein definitives Indiz. Mit Mühe hatte Riwal ein »Interessant« hervorgebracht und umgehend auf irgendwelchen Papierkram hingewiesen, der dringend auf Erledigung wartete. Bei Kadeg, seinem zweiten Inspektor, hatte Dupin es gar nicht erst versucht, er würde Nolwenns Anweisung noch willfähriger folgen als Riwal. Und Kadeg war sicher mit den zahlreichen E-Mails des Präfekten beschäftigt, der sich Anfang der vorigen Woche – es klang wie ein Witz, völlig unglaublich, aber so war es – beim Essen eines Schinkensandwiches den Kiefer gebrochen hatte. Und nur knapp einer Operation entgangen war. Der Präfekt hatte die strikte Auflage, drei Wochen lang nicht zu reden, seitdem schrieb er im Minutentakt E-Mails. Dupin hatte einen Teufel getan, sich auch nur eine der E-Mails anzusehen. Und auch in den nächsten zwei Wochen würde er sich nicht über sie ärgern, da Nolwenn Dupins Account für die Ferien auf ihren hatte umleiten lassen. An sich wäre der Umstand einer präfekt-freien Zeit Grund zur größeren Freude gewesen – wäre die Feriensituation nicht so misslich.

Acht Uhr. Das Abendessen wurde serviert.

Das Ereignis, auf das Dupin den ganzen langen Tag gewartet hatte.

Von der erhöhten Terrasse aus blickte man über den Garten hinweg, sah die bizarren Felsformationen im Wasser und an Land, die mit rosa Zauberkraft leuchteten, Traumlandschaften im späten Licht, ein paar windzerzauste schwarzgrüne Kiefern, viel Himmel, den nun schwarzblauen Atlantik und die Sept-Îles, die sich stolz aus dem Meer erhoben. An der meerabgewandten Seite der Terrasse führte eine kleine Treppe in den Garten hinunter.

Vierzehn Tische waren es auf der Terrasse, Dupin hatte sie gezählt, so viele wie im Restaurant. Die nicht von den Hotelgästen belegten waren äußerst begehrt, es gab regelrechte Wartelisten. Der Chefkoch – weißgrauer Dreitagebart, leidenschaftlich funkelnde Augen –, mit dem Claire und Dupin bereits am ersten Abend ein paar Worte gewechselt hatten, erwies sich als ein wahrer Künstler. Seine Frau Nathalie, ein warmes Lächeln und ein sonniges Wesen, besorgte den Service mit großer Energie, zwei junge, freundliche Kellnerinnen standen ihr zur Seite. Der Koch dachte sich jeden Tag aufs Neue ein inspiriertes Menü aus. Vier Gänge. Stets eine famose Komposition. Nathalie kündigte es morgens zwischen zehn und elf Uhr auf einer großen Schiefertafel an, die im Flur nahe der Tür hing. Wenn sie Glück hatten, konnten sie es schon lesen, wenn sie zum Strand aufbrachen, und sich den ganzen Tag darauf freuen. Für Dupin eine entscheidende Motivation.

Die Bellets hatten ihnen bereits am ersten Abend einen der privilegiertesten Tische gegeben – mit dem schönsten Blick –, unmittelbar an der Brüstung Richtung Meer, in der »ersten Reihe«. Dupin saß so, dass er die Steinmauer des Hauses im Rücken hatte.

Am Tisch neben ihnen eine uneingeschränkt sympathische Familie mit einer Tochter, sechzehn, schätzte Dupin, Elisa. Den letzten Tisch der ersten Reihe in ihrer Ecke der Terrasse hatte das permanent streitende Pärchen ergattert. Deren Nachbarisch, sie hatten es nicht anders verdient, gehörte der Familie mit den schrecklichen Eltern und den netten Kindern. Seitlich neben Claire und Dupin saß ein schickes, aber irgendwie gelangweiltes junges Pärchen, das ein teures rotes Cabrio fuhr. Aus der Menge der weiteren Gäste stach ein stetig grimmig aussehender Mann hervor, vermutlich Ende dreißig, der alleine an einem winzigen Tisch in der äußersten rechten Ecke der Terrasse saß.

»Ist es nicht ein Traum?«, unterbrach Claire seine Gedanken.

Sie saß ihm gegenüber an dem großzügigen Zweiertisch. Sie trug ein dunkelblaues Kleid, das leger und elegant zugleich aussah. Ihre schulterlangen dunkelblonden Haare hatte sie locker hochgesteckt. Ein Glas kalten Sancerre in der rechten Hand, genau wie Dupin. Die Hitze des Tages war gewichen, geblieben war ein traumhaft lauer Sommerabend.

Claire's Blick ruhte auf der Bucht.

»Perfekt. Das Hotel, das Zimmer, das Restaurant, das Meer, der feine Sand. Unser Handtuchplatz. Das Wetter. – Schöner können Sommerferientage nicht sein. Meinst du nicht auch?«

»Ich sollte«, Dupin zögerte, »vielleicht zum Friseur gehen. Wenn es so heiß ist wie heute, ist es viel angenehmer mit kürzeren Haaren. – Und in Concarneau schaffe ich es doch nie.«

Claire schien den Satz nicht gehört zu haben. Nathalie war mit der Vorspeise gekommen.

Millefeuille de tomates saveurs d'antan, gelbe, grüne und rote Tomaten, alte Züchtungen, die eine Sensation waren. »Frisch aus unserem Hotelgarten. In diesen Wochen sind die *Cœur de bœuf* auf dem Höhepunkt ihres Geschmacks.« Mit dieser stolzen Bemerkung hatte sie die Teller vor Claire und Dupin abgestellt. Und war umgehend wieder verschwunden. Zum Plaudern war heute Abend keine Zeit.

Claire hatte die Gabel schon in der Hand, Dupin ebenso.

»Ich gehe morgen einfach mal bei dem kleinen Friseursalon vorbei.« Dupin hatte es auf eine gewisse Beiläufigkeit angelegt.

»Wundervoll«, Claire aß langsam und bedächtig, »ja, mach das. – Und der Friseurladen liegt ...«

Jäh wurde Claire von einer wütenden, tiefen Stimme unterbrochen: »Mir reicht's«, gefolgt von einem hohen, aggressiven »Nein! *Mir* reicht's! Du Idiot!«

Das dauerstreitende Paar. Der Wortwechsel beschallte die gesamte Terrasse, am heutigen Abend waren sie bislang ungewöhnlich leise gewesen. Dupin hatte sie jedenfalls noch nicht gehört.

Claire fasste sich schnell wieder:

»Der Friseurladen liegt nicht weit von der Kapelle entfernt, oder?« Hatte ihr Satz einen seltsamen Beiklang besessen? »Wo jemand die Sainte-Anne-Statue gestohlen hat.«

Der Unterton war jetzt stärker gewesen.

Woher wusste Claire von dem Vorkommnis? Womöglich auch von Monsieur Bellet. Es hatte ein wenig wie eine Warnung geklungen, aber vielleicht täuschte Dupin sich.

»Eine Bagatelle, wenn du mich fragst.«

»Zu merkwürdig, dieser Vorfall.« Claire tunkte ein Stück Tomate in das fruchtige Olivenöl und aß es mit Baguette.

Ihr Blick wanderte wieder zur Bucht.

»Ein Walross, eindeutig!«

Dupin sah sofort die Felsformation, die sie meinte.

Sie hatten schon am ersten Tag auf dem Spaziergang einen spielerischen Wettbewerb für die Dauer ihrer Ferien entwickelt: über die »offiziell« bekannten und benannten Formationen und Figuren hinaus neue Figuren, Tiere und Dinge im Granit auszumachen. Dabei erfand sich dieses Spiel eigentlich von selbst: Die Kuriosität der Formen regte die Fantasie der Betrachter automatisch an. Verstärkt durch die permanenten Wandlungen der Perspektiven während des Laufens und, noch entscheidender, durch den sich verändernden Stand der Sonne und die sich mit verändernden Schatten entdeckte man immer neue Formen. Plötzlich sah man eine Ente, ein Nasenloch, einen Champignon, eine Pfanne, einen Toaster, einen Karpfen, eine Zwergenmütze und, Dupin war es selbstverständlich, der ihn entdeckt hatte, sogar einen Pinguin!

»Punkt für dich. – Ich hatte heute die Muschel, die Riesennase und den Dinosaurier«, Dupin sprach ernst.

»Ich will sie alle sehen«, Claire lachte, »erst dann kriegst du die Punkte.«

»Das war's«, gellte es harsch über die Tische hinweg. Die-

selbe aggressive Frauenstimme wie eben. Begleitet von heftigem, polterndem Lärm.

Alle Köpfe – auch der Dupins – hatten sich erneut unwillkürlich dem Pärchen zugewandt.

Die Wasserstoffblondine war aufgesprungen, der Stuhl dabei umgefallen.

Sie griff nach ihrer Handtasche, blieb einen kurzen Augenblick stehen und stürmte dann los. An den Tischen der perplexen Zuschauer vorbei bis zur Treppe in den Garten. Ohne sich noch einmal umzudrehen, nahm sie die Stufen und war im nächsten Moment verschwunden. Ein dramatischer Abgang.

Ihr Mann war sitzen geblieben und schien weniger verlegen als resigniert. Demonstrativ zuckte er mit den Schultern und beschäftigte sich dann – ebenso demonstrativ – wieder mit seinem Essen. Als alle unangenehm berührt die Blicke wieder abgewandt hatten, war ein halblautes, knurrendes »Die kommt schon wieder« zu vernehmen.

Dupin hatte den restlichen Wein in seinem Glas mit einem großen Schluck getrunken und füllte die Gläser nach. Für viel reichte es nicht mehr. Die Flasche war leer.

Erst langsam setzte die Konversation an den Tischen wieder ein. Doch bald schon waren erneut fröhliche Stimmen zu hören.

Auch Claire kehrte zum Gespräch zurück: »Monsieur Bellet hat vom sommerlichen Veranstaltungsprogramm in Trégastel für diese und nächste Woche erzählt. Und vom traditionellen Fest-Noz am Samstag. Vielleicht interessiert uns ja das eine oder andere.«

Eigentlich hielt Dupin nicht viel von touristischen Veranstaltungsprogrammen. Aber vielleicht fand eines ja auch tagsüber statt. Zur Strandzeit.

»Morgen beginnt ein *Salon des vins* im *Centre de Congrès*. Bis Sonntag.«

Das klang schon mal nicht schlecht.

Eine der jungen Kellnerinnen brachte den Zwischengang, Languste mit *Kari Gosse*, eine bretonische Version des Currys.

»Er hat mir diese kleine Broschüre gegeben«, Claire zog sie aus ihrer Handtasche, »zwanzig preisgekrönte Weinbauern aus ganz Frankreich präsentieren ihre Weine. Auch ein paar von der Loire.«

Es klang immer besser.

»Zudem gibt es Stände mit *Terrine de foie gras*, Käse, Wurst und Schokolade. Einen Stand allein nur mit Pâtés der Gegend, so groß wie Wäschekörbe, mit Pilzen, Algen, Speck. Vorzügliche Produkte, hat Monsieur Bellet gesagt.«

Jetzt klang es perfekt. Diese Ferien, das war bereits klar, würden immerhin eines: ein Fest des Essens.

»Da könnten wir abends hin. Oder wir holen uns dort Proviant für den Strand.«

»Ich ... abends ist es hier so schön. Ich will kein Menü verpassen.«

»Zumindest ein anderes Restaurant müssen wir unbedingt ausprobieren, hat Nolwenn gesagt.«

Dupin stand ernsthafte Bestürzung ins Gesicht geschrieben.

»In Ploumanac’h. *La Table de Mon Père*, direkt am Strand. Die Bucht soll eine der hübschesten der rosa Küste sein. Und Ploumanac’h wurde von den Franzosen zum schönsten Ort Frankreichs gewählt. In dieser Fernsehshow.«

Dupin kannte sie natürlich. *Village préféré des Français*. Aus allen Regionen trat jedes Jahr nach einer Vorauswahl eine Stadt oder ein Ort im Wettbewerb an, Millionen stimmten ab. Selbstredend, wie sollte es anders sein, führte die Bretagne in der Gesamtbewertung seit Bestehen der Show.

»Vielleicht einmal mittags?« Unter diesen Umständen würde Dupin das Restaurant ungemein reizen.

Claire quittierte den Vorschlag mit einem abschlägigen Blick.

»Aber nach Ploumanac’h«, es war der ideale Punkt, das Thema anzubringen, »müssen wir, du hast vollkommen recht.«

Dupin hatte das Bändchen aus dem Presseladen eben extra eingesteckt und legte es jetzt auf den Tisch. »Ich habe dieses großartige Buch mit Tipps für Wanderungen und Spaziergänge in der Gegend gefunden. Es gibt spektakuläre Dinge zu sehen.«

Claire nahm es mit unübersehbarer Skepsis in die Hand. »Nicht während unserer Strandzeit, aber«, sie endete versöhnlicher, »ansonsten gerne. Zunächst sollten wir uns auf Trégastel selbst konzentrieren, schon hier kann man eine Menge erleben.«

Worin sollte der Zeitraum »ansonsten gerne« bestehen? Morgens statt Frühstück?

»Am Donnerstag«, machte Claire weiter, »werden an den Stränden frühmorgens Hai-Eier gesammelt. Im Aquarium wird danach alles über Haie erklärt. Wäre das nicht was?«

Schon Nolwenn hatte ihnen den Besuch des »ungewöhnlichen« Aquariums besonders ans Herz gelegt. Es war hinter dem Plage Coz Pors direkt in die rosa Granitfelsen hineingebaut. Ein Raum, der früher als Kapelle, während des Zweiten Weltkriegs dann als Munitionslager, nach dem Krieg als Unterkunft und schließlich als historisches Museum gedient hatte. Die gesamte lokale maritime Flora und Fauna war zu bestaunen, ein Schwerpunkt war das vielgestaltige Phänomen der Gezeiten.

»Hai-Eier von wem? Von Haien *hier*?«

Der Nachfrage Dupins war eine gewisse Beunruhigung anzumerken. Von der Tierwelt im Norden der Bretagne hatte er keinen blassen Schimmer. Im Süden hatte er mit Haien bislang nur eine Begegnung gehabt, nämlich mit dem Riesenhai »Kiki«, der sich allerdings, wissenschaftlich verbürgt, ausschließlich von Plankton ernährte.

»Blauhaie, Katzenhaie, Dornhaie, Heringshaie. Und wohl noch einige andere, hat Monsieur Bellet gesagt.«

Der Ausdruck auf Dupins Gesicht veranlasste Claire hinzuzufügen:

»Alle einigermaßen harmlos.«

»Kleine Haie?«

Dupin war in diesen Tagen sehr oft im Wasser. Und schwamm auch gern weit aus der Bucht hinaus.

»Ein Blauhai wird wohl bis zu 3 Meter 50 lang.«

»Also nicht klein.«

»Der Blauhai ist zwar der verbreitetste Hai im Atlantik, er kommt aber nicht so häufig bis ans Ufer. Ich habe es extra nachgeschaut. Und – wir stehen nicht auf seinem Speiseplan.«
Claire lachte.

Dupin fiel der alte Witz ein – *ob der Hai das auch weiß?*

»Angriffe von Blauhaien auf Menschen sind nicht bekannt?«

»Sie kommen äußerst selten vor. Und dann irrtümlich. – Da dich das alles so interessiert, sollten wir am Donnerstag unbedingt dorthin gehen.«

»Welche Veranstaltungen gibt es noch?«, versuchte Dupin abzulenken.

»Das *Breizh Tattoo Studio* bietet die ganze Woche lang in den Abendstunden kleine Tattoos gratis an.«

Dupin reagierte nicht.

»Die Inhaber des Restaurants *Les Triagoz*«, Claire hatte ihre Broschüre nun auf das Büchlein von Dupin gelegt und las vor, »machen diese Woche eine Boutique aus ihrem Restaurant. Mit den großen bretonischen Marken: Armor Lux, Saint James, Guy Cotten, Hoalen. Man kann essen und zwischen den Gängen shoppen.«

Dupin war unsicher, ob es sich um einen ernst gemeinten Vorschlag handelte. Vorsichtshalber würde er auch darauf nicht eingehen.

»Dann gibt es Samstagabend einen Langstreckenlauf. Nach Perros-Guirec und zurück, auf dem berühmten Küstenweg. Aber das ist wahrscheinlich nichts für die Ferien!« Dupin atmete erleichtert auf.

»Die Gemeinde hat zudem eine Reihe von Vorträgen organisiert. Zur klassischen chinesischen Medizin zum Beispiel. Im